

Wespa-Preis
für Halle und Giebighausen 2,50 Mark,
auch die Post davon 2 Mark für das Vierteljahr.
Die halbjährlichen werden zweimal
gratis-Veilagen.
38 Briefkäse Holzschleife des Contour,
Kautschuk-Holzschleife,
Kautschuk-Holzschleife,
Kautschuk-Holzschleife für den Contour,
Kautschuk-Holzschleife für den Contour,
Kautschuk-Holzschleife für den Contour.

Angela-Gebühren
für die halbjährliche Postzeitung oder deren Raum
in Halle 25 Pfennig, sonst 20 Pfennig.
Reklamen am Schluss der veröffentlichten Zeit die Stelle
40 Pfennig.
Wespa-Annahme bei den Expeditionen und allen Annoncen-
Erpeditionen.
Gesamtpostbindung mit Berlin, Leipzig, Magdeburg etc.
Jahres Nr. 128.

Sächsische Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 211. — Jahrg. 190. Halle a. S., Sonnabend 7. Mai 1898. Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 87. **Verleger** Hermann Schmidt, Berlin SW., Friedrichstr. 3.

Der Kaiser und der Reichstag.

Die letzte Session der Legislaturperiode des Reichstages ist, wie mittheilt, gestern Vormittag im Weißen Saal des königlichen Schlosses durch den Kaiser in feierlicher Weise geschlossen worden. Der prächtige Saal bot ein überaus glänzendes Bild. An der Reihenseite befand sich, wie wir noch des Einzelnen ausführen wollen, unter purpurnem Baldachin der goldene Kaiserthron auf erhöhtem Stufen; auf den zu ihm hinaufführenden, mit rothem Teppich belegten Stufen hatten Vagen in ihrer malarischen Tracht Aufstellung genommen. An der gegenüberliegenden Wand stand die Schloßgarde in ihrer historischen Uniform.

Von 7/10 Uhr ab begann sich der Saal allmählich zu füllen. Es waren über 200 Abgeordnete erschienen, von sämtlichen Parteien, mit Ausnahme der Sozialdemokraten. Besonders zahlreich waren die Konfessionen, die Nationalliberalen und das Centrum vertreten; von letzteren fehlte keines der hervorragenden Mitglieder. Auch Graf Herbert Bismarck war, in der Uniform eines preussischen Staatsministers, anwesend. Die Abgeordneten stellten sich im Halbkreis dem Thron gegenüber, an der rechten Seite lammelte sich die Generalität und die sonst noch befohlenen Offiziere. Punkt 10 Uhr erschienen die Bevollmächtigten zum Bundesrath, hinter einander paarweise, voran der Reichsanzeiger Herr Schönlank mit dem bayerischen Generalen Graf Redtenbacher, dahinter Minister v. Mügel mit dem sächsischen Generalen Grafen Hohenhausen. Die Herren nahmen zur Linken des Thrones Aufstellung. In der Hofloge wohnten zahlreiche Mitglieder des diplomatischen Korps dem Alle bei, darunter die Vertreter Japans, Perus u. A.

Gegen 10 1/2 Uhr veränderten drei Schläge mit dem Marschallstab das Aushören des Kaiserlichen Juges. An der Spitze schritt Oberhofmarschall Graf Eulenburg, es folgte das Regimentschef, der große Hofstaat und sodann der Kaiser in der Parade-Uniform des Regiments Garde du Corps, den Oberhelm auf dem Kopfe, begleitet von den Prinzen des königlichen Hauses. Die Prinzen stellten sich zur Rechten des Thrones. Der Kaiser hat das Bild kräftiger Mannlichkeit. Als der Kaiser die Mitte des Saales erreicht hatte, trat der Präsident Herr v. Bismarck vor und brachte ein Hoch auf Se. Majestät aus, in das die Anwesenden lebhaft einstimmen. Dankend verneigte sich der Kaiser, schritt die Stufen des Thrones hinan und nahm aus den Händen des sich tief verbeugenden Reichsanzeigers die Thronrede entgegen, welche er sodann mit kräftiger, weihnisch schallender Stimme verlas.

Wir haben den Vorlauf der Rede bereits gestern mitgeteilt und hervorgehoben, wie der Inhalt derselben erfreulichweise sich durchaus deckt mit den Zielen und Bestrebungen der konfessionellen Parteien, die wir in den letzten Tagen an leitender Stelle eingehend und ausführlich erörtert haben. Der Kaiser hob einzelne Stellen der Rede mit kräftiger Stimme hervor, so namentlich die „banbare Würdigung“ der Schaffung einer festen gesetzlichen Grundlage für die Flotte und die Gewinnung des löblichen Besitzes der Nordseeinsel. Bei der nachdrücklichen Erklärung des Reiches der äußeren Politik, wo der Kaiser das gute Verhältnis zu allen Mächten betonte, ertönte lebhaftes Bravo aus der Versammlung. Ebenso wurden Versätzebezeugungen laut bei dem Hinweis auf Kaiserthum, wo der Kaiser die Worte „ohne Zwang unserer Beziehungen“ hervorhob, ferner bei den Stellen betreffs Milderung des auf der Landwirtschaft ruhenden Preuss und Förderung der gesammten wirtschaftlichen Entwicklung u. a. Freudige Würdigung fand auch der besonders warm und energisch gehaltene Schluss „Ich weiß mich eins mit dem deutschen Volk“, sowie der herrliche Dank des Kaisers an der Reichstag für seine verständnisvolle Mitwirkung an der Lösung so bedeutungsvoller Aufgaben.

Und wir sind überzeugt, daß der freudige Beifall, mit dem die Anwesenden die Rede begleiteten, einen lebhaften Wiederhall im ganzen deutschen Volk gefunden wird. Die größte Bedeutung erhält dieselbe vor Allem naturgemäß dadurch, daß sie nicht nur einen Rückblick auf die Tätigkeit des Reichstages und der Regierung enthält, sondern auch voranschauend die Wünsche der Regierung enthält.

Erfolge ihrer Arbeit beeinträchtigt steht, mehr und mehr zu mildern, dem Gewerbeleiß, dem Handel und der Schiffahrt den Boden friedlichen Schaffens zu sichern und zu erweitern. Das ist die Politik des Schutzes aller nationalen Arbeit, welche Politik der Kaiser schon im vorigen Jahre ausdrücklich als sein Programm bezeichnet hat. Wenn nun in jenen Worten das Bestreben, die wirtschaftliche Entwicklung der Landwirtschaft zu fördern, ausdrücklich hervorgehoben worden ist, so kann die Landwirtschaft die Zustimmung aus autoritären Munde nur mit dankbarer Verbeugung aufnehmen. Und wenn die Thronrede weiter erklärte, daß dem Gewerbeleiß, d. h. aller nationalen Produktion, dem Handel und der Schiffahrt der Boden friedlichen Schaffens gesichert und erweitert werden soll, so geht daraus mit aller Deutlichkeit hervor, was wir überaus schon früher betont haben, daß die Regierung Sr. Majestät und seiner hohen Verbundenen sich in der Lage fühlt, in künftigen wirtschaftspolitischen Maßnahmen die Interessen der Landwirtschaft in erhöhtem Maße nachzusehen, ohne die Interessen der übrigen nationalen Produktion, des Handels und der Schiffahrt zurückzusetzen, und daß es das Bestreben der Regierung sein wird, in diesem Sinne nationale Wirtschaftspolitik zu führen.

Besonders hervorzuheben muß es werden, daß der Kaiser seine Ueberzeugung ausgesprochen hat, daß durch eine solche nationale Wirtschaftspolitik zugleich in wirksamer Weise für die Erwerbsgelegenheit der arbeitenden Klassen und ihre zunehmende Wohlthat gefördert wird. Diese Einsicht muß bei den Angehörigen der arbeitenden Klassen lebhaft gewirkt und verbreitet werden: die Forderung, alle Klassen der Produktion Bevölkerung in das Ziel der nationalen Politik, daß sie weiß sich eins mit dem deutschen Volk“, sagt der Kaiser, ich weiß mich eins mit dem deutschen Volk, welches entschlossen ist, die verbundenen Regierungen in der Erreichung dieses Zieles zu unterstützen und die Grundlagen unseres staatlichen, kirchlichen und bürgerlichen Lebens zu erhalten! In dem Ausdruck dieser Ueberzeugung liegt ein Appell an das deutsche Volk, an die Angehörigen aller Klassen, sich auch eins zu fühlen mit dem Kaiser in der positiven Arbeit für die Wohlthat aller Klassen und Erwerbszweige des Vaterlandes und eins mit ihm zu sein in der Abwehr aller Bestrebungen, welche darauf ausgehen, die Grundlagen unseres staatlichen, kirchlichen und bürgerlichen Lebens zu erschüttern.

Nach Beilegung seiner Rede ließ der Kaiser, das Haupt wieder entlassend, die Kronstufen herab, verneigte sich zum Gruß und die Verammlung stimmte in den von den kaiserlichen Bediensteten geleiteten Ehrenmarsch auf das königliche Schloss ein. Der offizielle Schluß der Session erklärte Namens der verbundenen Regierungen der Reichsanzeiger Herr Schönlank.

Während um 7 Uhr fand bei dem Kaiser im Weißen Saal des königlichen Schlosses ein großes Diner statt, an welchem die in Berlin anwesenden Herren des kaiserlichen Hofes, die Bevollmächtigten zum Bundesrath, die Mitglieder des Reichstages, Ritter des Schwarzen Adlersordens, die Obersten Hofkammern, die Rabiner des Reichstages, die Generalität und Admiralität theilnahmen. Von den Abgeordneten waren Mitglieder aller Fraktionen (ausgenommen der sozialdemokratischen) erschienen, viele der Herren in Uniform, militärischer oder Johanniter, Hofmeister, Kammerherren-Uniform u. s. w., die zeitweiligen geistlichen Herren in Schwarz. Die Tafel war prächtig und gedehnt und mit Aufzügen und Blumen reich decorirt. Die Tafelmannschaft stellte das 2. Garderegiment a. B. Um 7 Uhr erschien Sr. M. der Kaiser in der Uniform des 1. Garderegiments a. B. unter Vortritt der Leibgarde und der oberen Hofkammern, angeleitet durch dreimaliges Aufblasen seitens des Oberhof- und Hausmarschalls Grafen A. u. Eulenburg, gefolgt von den Prinzen des königlichen Hauses. Die Musik intonirte den Kaiser-Eingangsmarsch. Der Kaiser nahm vor dem mit den deutschen Herren gefüllten Thron Platz, ihm zur Rechten Prinz Friedrich Leopold und Prinz Joachim Albrecht, zur Linken Prinz Friedrich Heinrich und Prinz Friedrich Wilhelm. Gegenüber Sr. Majestät saß der Reichsanzeiger, rechts von diesem der bayerische Generalen Graf Redtenbacher und Minister Dr. von Mügel, links Reichsanzeiger, von Bismarck und der sächsische Generalen Graf v. Hohenhausen und Herr v. Bismarck, während der Kaiser zu einem Tisch rechts von ihm die übrigen kaiserlichen Herren und fraul besaßen wiederholt zu. Von den Vortragenden der Tafel meist kein einziger die Dinertheilnahme, der „Vortheil“ und der „Appenzelner“ Reichs sowie ein Vizepräsident aus „Norddeutscher“ Reichs, während der Tafel erlosch für Sr. M. der Kaiser zu einem Tisch rechts von ihm das deutsche Vaterland und das deutsche Volk. Derselbe hatte folgenden Vorlauf:

Es ist mir ein tief empfundenes Bedürfnis, ehe Sie scheiden, Ihnen nächst dem Danke des Kaisers, den ich Ihnen heute abgestattet habe, auch den Dank des Sohnes und vor allen Dingen meiner Kaiserlichen verwandten Mutter auszusprechen für den schönen Entschluß, für die Gabe, die Sie uns entgegengebracht haben, für das Denkmahl meines hochgeliebten Herrn Vaters. Sie haben uns dadurch in der Lage gesetzt, mir die Aufgabe zu erleichtern, Sohnespflichten zu erfüllen und meiner Mutter die Freude zu bereiten, ihr Kaiserthum in der Ausführung dieses schönen Werkes zu belächeln.

Ich habe die Ueberzeugung, daß, wenn Sie nun heimgehen, ein Segler zu seinem Herde und zu Ihrer verwiderten Gattin, die Herzen alle dessen gewiß sein werden, daß Meine Liebe und ich redlich bemüht sind, auf den Bahnen weiter zu wandeln, die ich und der große Kaiser vorgeschrieben hat, dessen hehrer Auftrag nunmehr seit Stutzen zu diesem Saale hineinblickt.

Ich kann Ihnen auf Ihre Heimreise nur den einen Wunsch und die eine Bitte mitgeben, aus eigener Erfahrung gerührt, daß, sowie dieser große Kaiser seine ganze Stärke und seine ganze Kraft empfand aus seinem Verhältnis, seiner Verantwortlichkeit zu seinem Gott, belächeln ein Jeder unter Ihnen, er mag sein, wer er sei, hoch oder niedrig, von welcher Confession auch immer, sich klar sein muß, daß bei dem, was Ihnen bevorsteht, bei der Arbeit, die Sie in diesem Saal zu thun haben, ein Jeder von Ihnen seine Aufgabe zu erfüllen, das heißt, wenn er bereit ist, seinen Pflichten nachzukommen, er mit gutem Gewissen vor seinen Gott und seinen alten Kaiser treten kann. Und wenn er gefragt wird, ob es aus ganzem Herzen für das Reich's Wohl mitgearbeitet habe, er auf seine Brust schlagen und offen sagen darf: Ja!

Aus derselben Quelle, aus der Mein Herr Großvater zu seinem Thun und Schaffen, Mein Herr Vater zu seinem Gelingen und Leiden die Kraft schöpfte, schaute auch ich Sie und ich gedente, Meinem Väter weiter zu wandeln und das Ziel, das ich mir gesetzt habe, weiter zu erreichen, in der Ueberzeugung, die ich auch Ihnen Allen nur aus Herz legen kann, die für mich, für mich, die ich Ihnen Allen die maßgebende sein muß: Eine feste Burg ist unser Gott! In hoc signo vinces!

Und nun wollen wir Alle dem, was unser Herr bewegt, Ausdruck geben, indem wir uns: Unser geliebtes deutsches Vaterland, unser herrliches deutsches Volk, das Gott erhalten und schützen möge, hoch! hoch! hoch!

Vraufend erklang das Hoch durch den Saal. Im ganzen weiten deutschen Vaterlande aber wird sich freudig die Brust in die Seele greifenden Worte unserer erhabenen Herrscher tief. Schande auf den, der ihm bei seiner Arbeit nicht bis zum Tode treu zur Seite steht!

Deutsches Reich.

* Gestern Abend um 10 Uhr 5 Min. reiste der Kaiser von dem Potsdamer Bahnhof aus nach Urvilla ab. In Folge Sr. Majestät Befehles fand sich U. in der Oberhof- und Hausmarschall Graf v. Eulenburg, der Chef des Militärkabinetts General von Dahnke, der Chef des Civilkabinetts Graf v. Helldorf, der Kommandant des Hauptquartiers Generalleutnant von Wleser, der Oberstallmeister Graf Wedel, der Leibarzt Oberstallarzt Dr. Jäger.

* Prinzessin Heinrich von Preußen ist mit den Prinzen Waldemar und Sigismund gestern Nachmittag nach Windsor abgereist.

* Am 16. Mai findet beim Präsidenten des Herrenhauses Hülse zu Wiesbaden ein parlamentarischer Abend statt, zu welchem der Kaiser sein Erscheinen aufgab.

* Dem Präsidenten des Reichstages, Herr v. Bismarck, ist der Hofe der Reichstag 2. Klasse mit dem Ehren verliehen worden.

* Die antikenmässige „Staatsbürgerzeitung“ verjagt jetzt, kurz vor den Wahlen, in frivoller Weise, die konervative Partei empfindlich zu schädigen und das gute Verhältnis derselben zum Lande der Landwirtschaft zu trüben, indem sie von einem bevorstehenden Antrage innerhalb der Partei schreibt. Diese Behauptung ist eine absolute Unwahrheit und nur zu dem Zwecke erfunden, um Mitarbeiter zu fassen und sodann bei den Reichstagswahlen selbst im Trüben fischen zu können. Dieses unwürdige Gebahren muß, da natürlich die demokratische Presse jene unwahren Behauptungen voll intelligenz Vergnügung weiter kopiriren wird, von vorn herein als solches feignelagert werden. Die Parteileitung der deutschen konfessionellen Partei macht den Austritt aus dem antikenmässigen Blatte durch folgende offizielle „Mittheilung“ ein Ende:

Die „Staatsbürgerzeitung“ behauptet in ihrer Nr. 208, in der konfessionellen Fraktion werden von „der Gruppe Eulenburg-Straum“ Wünsche auf Ausgliederung des Herrn von Bismarck aus der Fraktion geäußert. Das ist eine Entfindung. Gruppen gibt es in der konfessionellen Partei überhaupt nicht; es kann also weder von einer Gruppe Eulenburg-Straum, noch von einer Gruppe von Bismarck, noch von irgend einer anderen Gruppe gesprochen werden. Ferner ist ausdrücklich festzustellen, daß niemals ein Mitglied der konfessionellen Fraktion den oben erwähnten Wunsch zu erkennen gegeben hat. Die Ausgliederung des genannten antikenmässigen Blattes erfolgt nur durch den Zweck, die Fraktion zwischen der konfessionellen Partei und dem Lande der Landwirtschaft hervorzurufen.



(Nachdruck verboten.)

Die Herren von Buntſchloß.

18) Roman von G. v. Wald-Bedtwig.

8. Kapitel.

„Man wird hier noch zum reinen Schriftgelehrten!“ Damit warf Ralf die Feder bei Seite und klingelte Friß „Zum Baron Archibald“. Zachner nahm die Briefe und wollte gehen. „Nun, was macht Dein Freund drüben im gelben Schloß?“ fragte Ralf lachend.

„Das Beſte an ihm iſt, daß ich ihn jetzt mit ſoviel ſehe, Herr Lieutenant, denn ſie kehren den ganzen Flügel um, Möbels, Spiegels, Kiſten und Kaſten werden Tag und Nacht hineingeſchleppt.“

Ralf nickte mit dem Kopfe. „Nun, er kann's ja. — Weißt Du das Neueſte?“

„Daß die Anne nach der Stadt ziehen will, das hat mir der drüben auch eingebracht,“ entfuhr es Friß zornig.

„Nun, an Deine Anne dachte ich nicht.“

„Sind der Herr Lieutenant vielleicht auch einig mit dem Fräulein drüben aus der Pfarre?“ fragte Friß mit verſchämtem Lächeln.

„O Du Filou! Nee, nee!“ rief Ralf lachend und kniff ihn freundschaftlich in die Ohren. „Aber wir bleiben noch ein Jahr hier, ich bin à la suite gegangen.“

„Hurrah! Das iſt recht! Alla Swite? Was iſt denn das?“

„Nun, daß wir eben hier bleiben,“ erklärte Ralf kurz und bündig, „aber nun mache, daß Du fortkommſt und halt — halt — erkundige Dich nach dem Befinden der Frau Baronin.“

„Es ſoll ihr heute recht ſchlecht gehen.“

„Weider — nun tummle Dich.“

Friß machte ſeine Beſtellungen und Ralf, der den ganzen Morgen angeſtrengt gearbeitet hatte, denn die Regelung ſeiner Schulden durch Vetter Archibald ließ ſich doch nicht ſo leicht bewerkſtelligen, wie es zuerſt den Anſchein gehabt, wollte auf die Jagd gehen. Archibald konnte über ſeine Gelder nicht ſo frei verfügen, wie er gedacht hatte, die Lehnbeſtimmungen mußten berückſichtigt und ein Rechtsanwalt angenommen werden, kurz, die Sache war ſchwierig.

„Mag's werden wie es will!“ dachte Ralf, warf ſeine Flinte über die Schulter und ging in den Wald, der beinahe an den Schloßpark grenzte. Er drehte ſich um — da lag die friedliche Pfarre. „Sind der Herr Lieutenant vielleicht auch einig?“ Die naiven Worte ſeines Burſchen fielen ihm wieder ein und wollten ihm nicht aus dem Sinn, als er zwiſchen den himmelanſtrebenden Buchenſtämmen dahin ſchritt, deren weite, blättrige Kronen ſich zu einem herrlichen grünen Dom zuſammenwölbten.

„Was iſt denn das?“ Er fühlte nach ſeiner Taſche, in der ein Papier knitterte. „Aha — des braven Brunos Brief.“ Ralf zog ihn vor und las ihn noch einmal durch. „Es konnte nicht günſtiger kommen, ſie wird mich endgültig aufgegeben haben, denn der biedere Wolfſtein ſcheint ja, wie er ſchreibt, glänzend bei ihr zu avanciren.“ — Er ſtreckte ſich lang aus, ſchob die Hände unter den Kopf, ſah hinauf in das rauſchende, köſtliche Blätterdach und wühlte mit den Händen in dem friß duftenden Mooſe. „Wie ich Ludowica zum erſten Male ſah, ſtolz, hoch, rein, leuchtend, wie die Sonnenblumen, zwiſchen denen ſie dahinschritt wie eine Königin.“

Er ſchloß die Augen, um ſich dieſes Bild noch einmal recht deutlich zu vergegenwärtigen. „Sie ahnte nicht, wie königlich ſie war — ſie lebte dahin wie im Traume — — und wie lieblich war ihr Erwachen — — wie ſie die heitere Seite des

Lebens mit ihrem klugen Sinn, mit ihrem kindlichen Gemüth erfaßte und nach und nach verſiehen lernte! — O Gott — ja es war ſchön — namenlos ſchön!“

Die Zweige kniſteten unter menſchlichen Tritten — es kam Jemand näher. Jetzt verſchwand der matte Ausdruck ſeines Geſichts, ſeine Augen bekamen Leben und ſeinen hübschen Mund umſpielte ein übermüthiges Lächeln. „Nur nicht rühren — ſie hat mich noch nicht geſehen — aha, ſie kommt näher — immer — — näher — —“

Ralf ſchnellte empor und ſtand neben Ludowica, welche, einen Strauß Waldblumen in der Hand, ſich kaum zu rühren wagte.

„Eine Stunde habe ich nun immerzu an Sie gedacht — und da ſiehen Sie mit einem Male vor mir —“

„Ich ſuchte für die Frau Baronin Blumen,“ ſagte ſie ſchüchtern.

„Wir haben uns ſo lange nicht geſehen — — wenigſtens nicht ordentlich geſehen —“ ſetzte er ein wenig verlegen hinzu.

„Die Pflege der Frau Baronin — ein Zufall.“

„Nein, nein,“ rief Ralf, „es war kein Zufall, Ludowica, daß wir uns nicht ſprachen — geſehen habe ich Sie oft genug, denn ich habe jede Gelegenheit dazu ergriffen und bin Ihnen auf Schritt und Tritt nachgeſchlichen — — aber — Sie wollten mich nicht ſehen. Es iſt ſo — Sie können nicht verneinen — — und eine Unwahrheit will nun einmal nicht über Ihre Lippen.“

„Ich muß gehen, Herr von Buntſchloß.“ Sie reichte ihm die Hand, er aber ergriff ſie trotz Ludowicas Widerſtreben mit Ungeſtüm.

„Bleiben Sie, Ludowica! Nein? — Ach, im Grunde genommen bleiben Sie ja ſo gerne. Ich habe Ihnen ſo viel zu ſagen! Aber Sie wiſſens ja längſt. Ich liebe Sie, Ludowica, und Sie müſſen meine Frau werden!“

„Herr — —“ ſie wollte ſtehen, aber er hielt ſie zurück. Ein Kuß, kurz, glühend, ſchloß ihr den Mund. Sie aber riß ſich los und ſtarre ihm todtbleich in das Geſicht. „Nein — nein — — gehen Sie — folgen Sie mir nicht — — es kann nimmermehr ſein — nie — nie!“

Die letzten Worte, faſt von Thränen erſtickt und halb laut geſprochen, wirkten auf Ralf wie ein Donnerſchlag.

„Lu-do-wica — — Ludo — — wi — ca!“ Sie hörte ihn nicht mehr und jagte wie ein aufgeſcheuchtes Reh davon, bis ſie leuchtender Brunn das kleine Gitterpfortchen erreichte, an welchem Archibald ſtand.

Er ſah ſie kommen, erblickte zugleich oben am Waldesjaume Ralf, der, unſchlüſſig, ob er folgen ſollte, endlich dort ſtehen geblieben war.

„Archibald — — ah — — Du!“ Ludowica brach kurz ab, er durfte nicht ahnen, was ihr eben begegnet war. „Hier — find — Blumen — für Deine — Deine — Deine Mutter.“

Ueber Archibalds Geſicht huſchte es wie eine Wolke, aber das Licht ſeiner Augen, die mit ſtiller Bewunderung auf Ludowica lagen, durchbrach ſie. „Bringe ſie ihr ſelbſt, ſie wird ſich freuen — — ſie iſt ſehr, ſehr leidend.“

„Ja — ja.“ Ludowica, glücklich, daß er ſie nicht nach dem Grunde ihrer Erregung fragte, ſlog den Kiesweg entlang, ſtürzte in das Schloß, während ihr Archibald noch ſo lange nachah, bis ihr helles Sommerkleid unter dem Portale verſchwunden war. Jetzt ſtieß er langſam — das Gehen wurde ihm heute ſchwer — den Hügel hinan, der zum Walde führte, wo ihm Ralf ſtürmlich entgegenkam. Archibald lächelte vor ſich hin und bewegte lautlos die Lippen, als ob er mit ſich ſelbſt ſpräche.

„Vetter Archibald,“ rief ihm Ralf in höchſter Erregung entgegen, „ich reiße morgen ah — — ich — ich — —“

„Sie wollen reifen? Wohin denn?“
„Nach — nach — Gott weiß, wohin.“
„Und weshalb denn?“ fragte Archibald anscheinend erstaunt, als ob er den Grund dieses Entschlusses nicht ahnte.

„Es geht — das Landleben — das stille Schloß — ich — ich — halte es nicht aus.“

„So — so — aber es behagte Ihnen doch so gut?“
„Anfangs — dann aber —“

Archibald wußte Alles: Ralf hatte sich Ludowica erklärt, sie hatte „Nein“ gesagt. Aber er wußte auch, weshalb sie „Nein“ sagte — und — und — ihm schwindelte, die Luft mangelte plötzlich seiner Brust.

„Ist Ihnen nicht wohl, Vetter?“
„Doch — doch — es ist schon gut.“

„Wissen Sie was, kaufen Sie mir mein Gut und mein Schloß ab,“ rief Ralf niedergeschlagen.

Archibald lächelte. „Wenn Sie morgen schon abreifen wollen — nein — nein — das geht nicht. Sie dürfen es außerdem gar nicht verkaufen. — Nun will ich Ihnen einen anderen Vorschlag machen. Es ist still hier, Sie sind auch in der letzten Zeit nicht aus dem Thore gekommen — machen Sie morgen ein nachbarliches Tourné, bleiben Sie ein paar Tage fort und Alles ist Ihnen wieder neu und unterhaltend. Gehen Sie auf die Jagd —“

„Allein — immer allein.“
„Guten Abend!“ ließ sich in diesem Augenblick die rauhe Stimme von Karl Griebel vernehmen, der Arnde nachschlich, die im Walde Kräuter suchte. Die Weiden erwiderten seinen Gruß und Karl ging langsam weiter.

„Begleiten Sie mich doch einmal auf den Rehböck, Vetter! Das wäre eine gute Idee!“ rief Ralf, schon in dem Gedanken, mit Archibald auf die Jagd gehen zu können, laut und übermüthig.

„Aber ich bin ja gar kein Jäger.“
„Ich unterweise Sie — kommen Sie — versprechen Sie es mir — dann bleibe ich auch!“

„Ich will's mir überlegen,“ gab Archibald auffallend ernst zurück und schritt dem Walde zu.

„Was der den noch zum Schützen machen will,“ knurrte Karl Griebel, der dicht vor den Weiden herging und das Gespräch mit angehört hatte. „Ein Hasenjäger wird's und weiter nig. Der und schießen! Ha — ha,“ kam es verächtlich von seinen Lippen.

Im gelben Schloß hämmerte und pochte es in den folgenden Tagen, daß man sein eigenes Wort kaum verstand. Schreiner, Maler und Tapezierer wirthschafteten dort herum und eine Fuhr mit Möbeln und kostbaren Ausstattungsstücken nach der andern langte von der Bahnstation an. Baron Heinrich sah mit Stolz die alten Räume immer prächtiger erstehen. Fifi hatte er noch nicht besucht, er fand keine Zeit und eigentlich war ihm ihre Nähe peinlich, denn — lebhafter denn je entbrannte in ihm die Neigung zu Ludowica. Zu seinem Mergler war sie ihm stets, wenn er ihr begegnete, ausgemichen oder hatte, wenn er sich trotzdem an sie herandrängte, seine Fragen höflich, aber kurz beantwortet.

Einnmal war Fifi von Kröfelberg nur bei Buntzschloß vorüber gefahren, theils aus Neugier, um sich das Schloß anzusehen, theils in der Hoffnung, Ralf zu sehen. Das Letztere war ihr nicht gelungen, denn Ralf hatte sich, dem Rathe Archibalds folgend, zu verschiedenen Nachbarn begeben, um sich dort zu zerstreuen, was ihm jedoch nicht recht gelingen wollte.

„Nun sagen Sie, Baron Buntzschloß,“ fragte die Gräfin Bauer, „Sie kommen mir ganz verändert vor?“

„Ich, Gräfin?“ fragte Ralf beinahe erschrocken dagegen.

„Wir sind uns Alle darüber einig, daß der lebenswürdige flotte Wirth von damals gar nicht wiederzuerkennen ist.“

Ralf erröthete. „Das macht der Ernst des Lebens, Gräfin.“

„Ist er so plötzlich an Sie herantreten?“

„In dem verwünschten Schloße?“ fragte Komtesse Laura, welche sofort bemerkte hatte, daß Ralf in Ludowicas Vanden lag, mit versagendem Köpfeln.

„Auch bis dahin bringt er, dort ist er mir sogar erst klar geworden, ich bin ungeschlüssig, ob ich das Gut nun selbst übernehmen soll, die Nacht läuft im Herbst ab und das ist eine schwierige Frage.“

Bei Leibe nicht, Baron, und besonders nicht als Junggeselle, in einen Landhaushalt gehört nun einmal eine Frau!“ rief der zum Necken aufgelegte Graf.

„Nun, die würde sich schon für Baron Buntzschloß finden,“ neckte die heitere Komtesse Laura.

„Natürlich, sehen Sie sich nur unter den Töchtern des Landes um,“ fuhr der Graf fort, „ich sage Ihnen, an jedem Finger zehnt. Ha — ha — ha, Ihnen, dem Unwiderstehlichen, kanns ja nicht fehlen! Ha — ha — ha.“

„Das meine ich auch,“ bemerkte die Komtesse. „Ich kann das ruhig sagen, denn ich mit meinen reichlichen Zweihundvierzig bin ausgeschlossen.“

So gern sich sonst Ralf mit seiner Unwiderstehlichkeit necken ließ und so sehr er auch bis dahin selbst daran geglaubt hatte, heute war ihm das Gespräch peinlich, denn der Gedanke seiner Unwiderstehlichkeit hatte seit jener Begegnung im Walde mit Ludowica doch einen Stoß bekommen. Desto lebhafter dachte er an Ludowica, desto mehr sehnte er sich nach ihrem Anblick, und das Gefühl, daß sie gerade Diejenige war, die so ganz geeignet sein würde, ihn zu beglücken, wurde in ihm zur unumflößlichen Gewißheit.

Früher, als er eigentlich beabsichtigte, reiste er nach Buntzschloß zurück, je mehr er sich aber demselben näherte, beschlich ihn eine Bangigkeit, wie er sie noch niemals empfunden hatte. Wie sollte er Ludowica nur gegenübertreten? Ohne mit Frit, zu dessen Vermunderung, auch nur ein Wort zu sprechen, lehnte er sich in die Kissen des Jagdwagens zurück.

Da tauchte das Schloß hinter den Bäumen auf. „Aber was ist denn das, Frit, da weht ja eine Flagge auf Halbmaß mit einer großen, schwarzen Schleife daran?“

„Wirklich, da muß Ems gestorben sein.“

„Fahr zu,“ befahl Ralf, und bald lenkten sie rasselnd in den Schloßhof ein.

Die Baronin hatte das Zeitliche gesegnet, in vergangener Nacht war sie sanft in den Armen ihres Sohnes zu einem besseren Leben hinübergeschlummert. Archibald drückte ihr die Augen zu, ließ sich am Sterbebette nieder, ergriff leise die kalte Hand der Todten und sah ihr mit dem Ausdrucke überirdischer Verklärung in das bleiche Gesicht.

„Es wird nur eine kurze Trennung sein, geliebte Mutter,“ flüsterte er, „lege Du Fürsprache für Deinen Sohn an Gottes Thron ein.“ So saß er lange, zuweilen zog ein zehrender Schmerz durch seine Brust, Unruhe erfaßte ihn, dann aber kam es wie stille Befriedigung über ihn; die Wolken auf seiner hohen Stirn glätteten sich und ein Lächeln trat um seinen fest geschlossenen Mund. „Sie soll glücklich werden und ich kranker Mensch will Ruhe finden, — Herrgott, ich hoffe, daß die eine große Sünde nicht ein ganzes Leben auslöschen soll, welches ich Deiner Ehre und dem Wohle Deiner Geschöpfe widmete. Sieh, Vater im Himmel, soll ich gerade das Eine, das Vollendetste, Lieblichste derselben unglücklich machen, weil ich nicht den Muth der Entfagung habe, es endgültig freizugeben?“

Mit Tagesgrauen verbreitete sich die traurige Kunde des Heimgangs der Baronin durch das ganze Dorf. Pastor Carlsen und Ludowica waren die Ersten, die sich einstellten, um Archibald ihre Theilnahme auszusprechen. Letztere kniete neben der Leiche nieder, betete und weinte leise. Nur zingend sah sie in das Gesicht der Todten, ihr war es, als ob sie davon einen Vorwurf für sich ablöse. Wenn auch niemals ein Wort zwischen ihnen darüber gewechselt wurde, so kannte Ludowica doch den geheimsten, zugleich den heißesten und wohl den einzigen Wunsch ihrer mütterlichen Freundin.

Und wenn Archibald, ihr lieber, lieber Archibald jetzt angesichts der Todten zu ihr träte und spräche: „Ludowica, nun bin ich ganz allein, nun sei mein Weib.“ — Was sollte sie sagen? — Was nur? — Sie schauderte zusammen, jede Bewegung Archibalds ließ sie erbeben. Sollte er? — „Ich kann nicht, ich liebe einen Andern, aber ich entsage ihm, um Deinetwegen —“ stüthete es ihr durch Herz und Hirn.

Ludowica mußte sich zusammennehmen, daß sie das, was sie so lebhaft dachte, was ihr ganzes Sein erfüllte, nicht laut in Worte klebete. Ein Diener huschte auf den Behen herein. „Herr Baron Ralf,“ flüsterte er Archibald ins Ohr. „Empfange Du den Vetter Ralf, Ludowica.“

„Ich?“ kam es entsetzt von ihren Lippen. „Ich?“ Sie sah bleich und verstört aus.

„Ich kann nicht — ich — — bin zu ermüdet — — thue es — thue's mir zu Liebe, Ludowica,“ bat Archibald in einem Tone, mit einem Ausdruck, so wehleidig und flehend, wie sie ihn noch nie von ihm gehört hatte.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Drei Tage vor dem Ersten.

Von Gotthar Schmidt (Berlin).

„Tot—tot—tot—tot . . . Frau Pietisch! . . . he, Frau Pietisch!“

„Totte doch, ich komme ja schon, Herr Doktor! . . . Kloppen Sie man nich so und schrei'n Sie nich so; fliegen kann ich nich!“

„Hören Sie, Frau Pietisch, meine Brodherren haben mich wieder mal im Stich gelassen; seit drei Tagen schon erwarte ich vergeblich das Honorar für einen Zeitschriftenartikel. Morgen, übermorgen spätestens muß das Geld da sein, Frau Pietisch . . .“

„Is es viel, Herr Doktor?“

„Na, fünfzig Mark mindestens, Frau Pietisch.“

„Ach Herr Doktor, dann hätt' ich 'ne große Bitte an Ihnen . . . aber nich wahr, Sie nehm's mer nich übel?“

„Ich weiß, Sie wollen mich mahnen. Selbstverständlich werde ich sofort nach Empfang der Postanweisung . . .“

„Aee bitte, lassen Sie mir man ausreden . . . Wenn det Geld kommt, könn' ich Ihnen denn mal mit Mark zehne anpumpen?“

„Aber gewiß, gewiß, liebe Frau Pietisch! . . . hm, was ich sagen wollte . . . eigentlich hatt' ich die Absicht, mir noch von Ihnen was auszubitten.“

„Von mir? . . . Na, Sie sin jut! Da seh'n Sie mal her!“ — Die Wirthin drehte das Zwendige ihres Portemonnaies völlig um — „nich 'n Scherz hab' ich mehr!“

„O verdamm! Sie waren meine letzte Hoffnung!“

„Und Sie meine, Herr Doktor.“

Frau Pietisch und ihr Miether, der Schriftsteller Dr. Sabor, sahen sich rathlos an.

„Ich hätt' Ihnen ja jerne geholfen.“ meinte sie endlich, „aber ich hab' jester, um de rüchständige Miethe zu bezahlen, schon meine Betten und meinen Mann seine ufs Leihamt jetragen. Mich 'n Pfennig is übrig jehlieben . . . Haben Sie denn nisch zu verjegen? nich 'ne Uhr?“

„Schwimmt schon.“

„Ober 'n Ring?“

„Ist längst verfallen.“

„Aber Ihren Frack . . .“

„Verjegt.“

„hm, hm — ja, denn is et freilich mulmig. Denken Sie man 'n bißken nach, vielleicht haben Sie doch noch was? . . . Da, die Schlipfnadel zum Beispiel?“

„Simili!“

„Na, da schlag Goner lang hin! Da hätt' ich doch 'n Sid druf gethan, doch die echt is. Aber hibsch is se, de Nadel. Zeigen Sie das 'mal! . . . Haben Sie die hier in Berlin ge-koost? . . . Wat hat se denn jesoht?“

„Ach, bitte, verschonen Sie mich jekt mit diesen gleichgültigen Fragen, Frau Pietisch . . . ich hab' Hunger, zum Donnerwetter! . . . verstehen Sie . . . Hun-ger! . . . Können Sie mir nichts zu essen geben?“

„Nisch de Bohne! Aber wenn Sie heut' mit uns zu Mittag fasten wollen, sind Sie hiermit feierlichst eingeladen.“

Und schmunzelnd über ihren Wig schob sie sich rasch zur Thür hinaus.

Doktor Sabors Lage war wirklich recht peinlich. Seit einer halben Woche lebte er von trockenen Schrippen. Den ganzen Vormittag hatte er sich in der Stadt herumgetrieben, ohne einen seiner Freunde anzutreffen. Endlich fand er doch Jemanden zu Hause, der mit ihm die letzte Zigarre in zwei gleiche Theile und das letzte Zwanzigpfennigstück in zwei Zehn-pfennigstücke theilte.

Für diese zehn Pfennige trank er Milch — pfui, pfui, pfui — Milch auf dem Heimwege.

Was nun thun?

Er überlegte hin und her. Dem Kellner im Restaurant schuldete er bereits ein ganz Erkleckliches für Mittagbrod; er konnte, ohne zu zahlen, heut unmöglich wieder à conto dort essen, zumal da er drei Tage ausgeblieben war.

Er besah eine Tante in Berlin, die ihm mit Freuden ein paar hundert Mark vorgestreckt haben würde. Doch diese Tante war Mutter einer heirathsfähigen Tochter und die Tochter durfte nicht zu noch größerer Liebenswürdigkeit ermuntert werden.

„Um Gotteswillen, wen in aller Welt pumpe ich an?“

Sein Freund, der Maler, befand sich vielleicht bei Kaffe, aber man hatte in seiner Behauptung gesagt, daß er vor Abend kaum heimkehren würde!

Runke —?

Hurrah, ein guter Gedanke. Wie war er nur auf den nicht gleich verfallen! Dem ging es ja jekt famos, der war am Deutschen Theater engagirt mit einer Monatsgage von 500 Mk. Runke würde sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, denn öfter war er im Kommunismus der Bohème ein Empfangender als ein Gebender gewesen.

Neue Hoffnung bejellte den jungen Schriftsteller. Er nahm seinen Hut und begab sich nach der Karlstraße, wo der Schauspieler wohnte.

Unterwegs — welche Ironie des Schicksals? — wurde er zwei Mal angebettelt, das eine Mal von einem Blinden, das andere Mal von einem Jungen mit Wachsstreich-hölgern.

O, wenn die wüßten —!

Jekt trat er in das Haus ein, eine Sorge nur noch im Herzen, nämlich die, ob auch ja der Schauspieler oben wäre.

Es klingelte . . . Gott sei Lob und Dant: Männer Schritte wurden im Korridor hörbar.

Nun ging die Entreehür auf. Doch nicht der Schauspieler, sondern der Maler trat ihm entgegen: „Guten Tag, mein Junge!“

„Guten Tag. Was machst denn Du hier bei Runke?“

„Ich? na, ich besuch' ihn halt. Er ist nicht zu Hause, die Wirthin aber meinte, ich sollte ruhig warten, er ist bloß mal ins Theaterbureau 'rüber gegangen wegen Vorjchuß . . .“

„Vorjchuß? Das freut mich; ich war übrigens heut schon bei Dir, traf Dich jedoch leider nicht an!“

„hm ja, ich hatte wichtige Besorgungen, ich wollte . . . Du mußt nämlich wissen . . . à propos, eh' ich es vergesse! — ich brauche wohl nicht länger auf den Kleinen hier zu warten; Du kannst mir gewiß was pumpen?“

„Pumpen? . . . Ich versteh' immer: pumpen!“

Der Maler nickte blos.

„Pumpen?“ wiederholte verzweifelt der Andere. Dann fing er laut an zu lachen: „Mensch, ich wollte Dich ja anpumpen! drum war ich bei Dir!“

„D je, o je! Du kannst mir leid thun. Ich wollte mir eben selber was von Runke borgen.“

„Wie? . . . Du auch?“

„Natürlich! Was dachtest Du denn?“

„Schrecklich!“ stöhnte der Schriftsteller.

„Na, nur nicht den Kopf hängen lassen!“ meinte der Maler — „wenn Runke kommt, werden wir ihm eben gemeinsam je einige Goldbüchse abknöpfen. Vorläufig wollen wir mal seh'n, ob er was Brauchbares auf der Bude hat, 'nen Schnaps, 'ne Zigarre oder sonst irgend was Gutes.“

Sie durchstöberten Wohn- und Schlafzimmer: weder ein Schnaps, noch eine Zigarre, noch sonst etwas Genießbares war zu finden.

Unter einem alten Schminckkasten entdeckten sie ein Paßsch Kasten. Um sich die Zeit zu vertreiben, setzten sie sich hin und spielten Sechszwanzig auf — Pump.

Wiele Parthien wurden gewonnen und verloren.

Endlich polterte Jemand die Treppe herauf. Er war's: sie erkannten ihn am Tritt.

Der verblüffte Schauspieler wurde mit jubelndem Halloh von den Beiden empfangen; sie umarmten, sie küßten ihn, sie drehten ihn im Kreise herum.

„Kinder, das ist aber nett von Euch, das freut mich. Wartet Ihr schon lange auf mich? . . . Denkt Euch mein Pech: ich war auf dem Theaterbureau wegen Vorjchuß. Zwei Stunden, sage zwei geschlagene Stunden hab' ich auf die alte Herze, die Kassirerin, warten müssen, und noch dazu vergebens . . .“

„Wa—a—as?“

„Verge—ge—bens?“

„Jawohl, vergebens! Sie ist krank, sie kommt heut' überhaupt nicht mehr in's Bureau . . . Na, 's ist schließlich kein Malheur, da der Zufall grade Euch zu mir geführt hat. Geht Kinder, seid lieb, pumpt mir Jeder zehn Mark —, blos bis morgen, ja?“

Und er streckte vertrauensvoll Jedem eine leere Hand entgegen.

Allerlei.

Aus Tokio. Es ist nicht zu leugnen, daß Japan in letzter Zeit bedeutende Fortschritte gemacht hat, besonders wenn man darunter den Lärm, Rauch, Staub und Schmutz großer europäischer Fabriksorte versteht, so findet man diese und ähnliche Annehmlichkeiten heute in annähernd derselben Quantität und Qualität auch in den größeren Städten des fernen Mikadolandes vor. In diesem Sinne hat sich dort wirklich Vieles verändert; wenn man auf dem Hauptbahnhof in Tokio ankommt, so glaubt man unwillkürlich, von der Atmosphäre einer echt englischen Handelsstadt umweht zu werden. Glücklichweise ist aber dieser Erdwinkel noch nicht ganz hoffnungslos „civilisiert“; es sind noch manche merkwürdige Gebräuche und Einrichtungen zurückgeblieben, die in ihrer Fremdartigkeit nicht verfehlen, auf den von der raffiniertesten Kultur beleckten Europäer einen gewissen Eindruck zu machen. Es ist nun schon häufig über die höchst seltsamen Theaterverhältnisse in Japan geschrieben worden und man weiß, daß der Japaner den ganzen Tag von Vormittags um 11 bis Abends um 8 Uhr in seinem Kusentempel zubringen kann, ohne daß es ihm zu viel wird. Man isst, raucht und trinkt während der ganzen Zeit, und wenn die Vorgänge auf der Bühne nicht mehr zu fesseln vermögen, so träumt man vor sich hin oder plaudert halblaut mit dem Nachbar. Von einer echt japanischen Theateraufführung in einem der modernsten „Schauspielhäuser“ in Tokio entwirft nun der Yokohama-Korrespondent einer englischen Zeitung folgende höchst ergötzliche Schilderung: Beim Eintritt in den Zuschauerraum wurde ich von dem „Theaterdirektor“, der einen losen Kimono und Strohhalmtrug, mit einer Verbeugung empfangen, die tief genug für einen Kaiser gewesen wäre. Der Bettel, den man mir überreichte, war fast so groß, daß man ein Zimmer damit hätte austapezieren können. Die Bühnenarrangements überraschten mich förmlich durch ihre köstliche Anspruchslosigkeit; der Vorhang wurde nicht etwa hochgezogen, sondern einfach von einem durchaus nicht theatermäßig gekleideten Mann erfasst und zur Seite gezerrt, was nicht immer ohne Schwierigkeiten von Statten ging. Die Koulissen befinden sich so weit wie möglich von der Bühne entfernt, die Schauspieler müssen erst durch den ganzen Zuschauerraum spazieren, ehe sie auf die Bretter gelangen. Das Publikum sitzt nicht, wie bei uns, auf Bänken und Stühlen, sondern lauert sich unceremoniell auf Matten nieder und hat einen mit glühenden Kohlen gefüllten Topf vor sich stehen, an dem die Hände gewärmt oder nach Herzenslust Erfrischungsversuche gemacht werden können. Von der Vorstellung selbst konnte ich kein Wort verstehen; dies wäre aber auch nicht der Fall gewesen, wenn ich die Sprache des Landes von Grund auf studirt hätte. Die japanischen Schauspieler haben nämlich eine ganz besondere Ausdrucksweise; sie halten es für unpassend, ebenso zu sprechen wie andere menschliche Wesen. Ihr Gebahren erinnert sehr an das jener vierbeinigen Geschöpfe, die sich in den mondbellenen Nächten Stelldicheins auf den Dächern geben.

Der arme Karpfen! Kaum ist er nach Amerika eingemindert und dort, soweit man von einem Fisch das sagen kann, trocken hinter den Ohren geworden, so beginnt schon die Hege der Yankee gegen ihn, und am liebsten möchte man ihn mit Schimpf und Schande aus allen Gewässern drüben wieder vertreiben. Ueber diesen Kampf gegen den Karpfen bringt die „Alln. Volksz.“ einen längeren Bericht aus Montreal, dem wir folgendes entnehmen: Erst im Jahre 1877 gelang es, den Karpfen dauernd in den amerikanischen Wassern anzusiedeln, wo er sich dann rapide vermehrte. Es dauerte auch nicht lange, da begannen die Feindseligkeiten gegen ihn. Einer seiner tödtlichsten Feinde ist von jeher der Fischereikommissar Kanadas gewesen. Nach seinen Behauptungen ist der Karpfen ein unreines Thier, er ist unter den Fischen, was das Schwein unter den Vierfüßlern, er frisst einfach Alles und die Folge ist, daß er mit vielen häßlichen Krankheiten behaftet ist. Wandwürmer von 45 Fuß Länge will man bei ihm entdeckt haben, und zwei anscheinend riesige Leuchten der Wissenschaft, Blake und Buckland, haben auch noch die Fisch-Lepra sowie die Pocken bei ihm gefunden. Dann quält die Herren besonders die außerordentliche Vermehrung sowie die zähe Natur des Thieres, und beide Eigenschaften sollen ihm auch nicht abgesprochen werden. In Bezug auf letztere hat man eine Reihe von Versuchen gemacht, die zur Verweilung der armen Sachverständigen stets ergeben haben, daß dem Fische durchaus nicht beizukommen ist und daß Prozeduren, welche jedem andern Fische tödtlich sein müssen, den Karpfen kaum rühren; man hat ihn richtig einfrieren und dann wieder auftauen lassen, er war schließlich „gesund wie ein Fisch im Wasser“. Ueber den Fisch als Genußmittel erlaubt man sich auch sehr wegwerfende Bemerkungen; es heißt da, daß der Karpfen in England nur wenig, in Irland und Schottland gar nicht bekannt sei; in Amerika, in großen Städten, wo viele Deutsche wohnen, wird er allerdings viel verzehrt. Das Fleisch in gekochtem Zustande entbehre jeden Wohlgeschmacks und könne sich mit dem anderer amerikanischer Fische gar nicht vergleichen lassen. Soweit der von Europas Küche noch nicht berührte Kanadier, der übrigens auch einen im Interesse der Karpfenzucht nach Deutschland gesandten Sachverständigen wie folgt berichtet läßt: Die Hoteliers und Restaurateure lieben den Fisch, weil er so billig (2) ist und weil die Gäste wenig davon essen.“ In Oregon kommt der arme Kael von Karpfen sogar mit den Bundesgerichten Daniel Sams in eine unangenehme Verührung. Ein

biederer Farmer kam nach der Stadt, um einen Rechtsgelehrten zu befragen, ob er unter den folgenden Umständen die Bundesregierung um Schadenersatz verklagen könne. Letztere hatte in einem seine Wiesen und Felder durchziehenden Fluße Karpfen ausgeleitet; trat nun das Wasser aus den Ufern und überflutete seine Wiesen, so folgten die Karpfen zu Tausenden auf das Land, Fische von drei Pfund wühlten sich in das nur von etwa drei Zoll Wasser bedeckte Gras ein und fraßen Alles radikal ab, so daß beim Rücktritt des Wassers nur moderate Landflächen, aber keine grünen Wiesen sichtbar waren. Ob er mit seinem Prozeß Erfolg haben wird? Das Ungerechte der Handlungsweise gegen unsern Freund liegt aber darin, daß man ihm noch gar keine Zeit zur Entwidlung seiner guten Eigenschaften gegeben hat; seit 1877 ist er erst hier, die ältesten Karpfengreife sind daher kaum zwanzig Jahre alt; das ist doch kein Alter für einen Fisch, der mit vielem Stolge auf zahlreiche bemoolte Häupter in seiner europäischen Familie blicken kann! Man gebe ihm auch in Amerika noch einige dreißig Jahre Frist; sicher wird er sich in dieser Zeit zu einem wohlgestalteten, anständigen und wohlthätigen Mitglied der amerikanischen Fisch-Kolonie herausarbeiten; auch der nothwendige Hecht im Karpfenteiche sollte eingeführt werden, damit Ordnung in seine verlästerte Gesellschaft kommt. Aber das sind Alles nur fromme Wünsche, das Ceteram censeo lautet hier: Raus mit dem frechen Eindringling aus Amerikas Gewässern bezw. Gewässern, wir brauchen keine foreigners, besonders nicht, wenn sie made in Germany sind.

Vom Büchertisch.

Un dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Bepfehlungen nach Auswahl vorbehalten.

— Hoffmann, Dr. J. **Regierungs-Ministerium für Handel und Gewerbe, Die Gewerbeordnung mit den gesammten Ausführungsbestimmungen in das Deutsche Reich und Preußen.** Berlin 1898. Carl Heymanns Verlag. Gebunden Preis M. 4.—. Der Verfasser, von dem im vorigen Jahre eine Erläuterung zu der letzten Novelle der Gewerbeordnung unter dem Titel „Die Organisation des Handwerks und die Regelung des Lehrlingswesens“ im gleichen Verlage erschienen ist, will mit der vorliegenden Ausgabe in erster Linie einen Ueberblick über die Durchführung der Gewerbeordnung in Preußen geben, um die preussischen Behörden und Gewerbetreibenden in der Ausführung der Gewerbeordnung zu unterstützen. Er hat deshalb in zahlreichen, für eine Textausgabe zum Theil sehr umfangreichen Anmerkungen neben den Reichsgesetzen, den Bundesrathsvorordnungen und den Entscheidungen des Reichsgerichts überall auf die Preussische Landesgesetzgebung, die Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts und Kammergerichts und die zur Ausführung der Gewerbeordnung erlassenen Preussischen Ausführungsbestimmungen und Ministerialerlasse verwiesen. Hervorzuheben ist dabei, daß auch eine große Anzahl von nicht veröffentlichten Erlassen und Entscheidungen, insbesondere auch Rekursbescheiden über gewerbliche Anlagen verworther worden ist. In einem Anhang sind die Ausführungsverordnungen des Bundesraths und die Preussischen Ausführungsbestimmungen nebst des die Zuständigkeit der Behörden regelnden Gesetzes und Verordnungen zum Abdruck gebracht. Das ganze Werk umfaßt rund 800 Seiten und dürfte in Bezug auf Vollständigkeit und Zuverlässigkeit des Materials unter den Textausgaben die erste Stelle einnehmen. Durch Verwendung eines sehr dünnen, dabei jedoch festen Papiers hat die Verlagshandlung es erreicht, daß der Band trotz des starken Umfangs handlich ist. Der Preis muß im Verhältnisse zu dem Umfange mäßig genannt werden.

— Seit lange hatte kein Regierungsvertreter einen so starken oratorischen Erfolg erzielt wie der neue Staatssekretär des auswärtigen Amtes, **Bernhard von Bülow**, mit seiner Rede vom 8. Februar, in der er sich über die Orientpolitik des Deutschen Reiches, über Deutschlands Stellung zu China sowohl wie zur Türkei veräußerte. Hatte sich schon von Bülow am 6. Dezember 1897 in der Debatte über die Marinevorlage auf's Günstigste eingeführt, so verstärkte seine große, im In- wie im Auslande vielbesprochene Rede vom 8. Februar den Eindruck, daß man in von Bülow einen Schüler und Fortsetzer der Staatskunst des Fürsten Bismarck zu erblicken habe. Bei dem Interesse, das man in Folge dessen der Persönlichkeit des Staatsmannes entgegenbringt, der Erwartung, mit welcher man auf ihn blickt, wird es Vielen erwünscht sein, über seine Familie, seine Laufbahn, seine persönlichen Eigenschaften Näheres zu erfahren. Es sei deshalb auf einen eingehenden Artikel von E. Müng über Bernhard v. Bülow die Aufmerksamkeit gelenkt, der im Mai-Hefte von „Nord und Süd“ erschienen ist und den das von J. Lindner trefflich tabirte Bild von Bülow's begleitet. Das Mai-Hefte von „Nord und Süd“ enthält ferner: „O, Beccini!“ Roman von Max Viola; „Aus meiner Knabenzeit“. Erinnerungen von Rudolf von Gottschall. II.; „Zwei Fetusbegriffe“ von Wolfgang Kirchbach; Uebersetzungen französischer und polnischer Gedichte von Einar Wehring; „Der Schmerz“ von Louis Furet; „Crocus“. Eine Frühlingsfestsitzung aus den Bergen von Marga von Heng. — Den Beschluß macht eine illustrierte Bibliographie.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Zbiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87